



Sonntagskleid: Aus der Serie „Dorfschönheit“, Kundysch 2009



Bunter Alltag: Aus der Serie „Premiere“, Joschkar-Ola 2003

Fotos © 2011 Sergej Chilikow, Yoshkar-Ola / Grinberg Gallery, Moskau, www.grinberggallery.com

Kleid, „Vor dem Sturm“ von 1994. Tiefdunkle Wolken am Himmel, die Frau eilt vor dem Betrachter davon, halb eingegraben im Sand ein Eisenkarren. Jener Eisenkarren liegt noch immer auf Tschilikows Datsche, eine halbe Stunde von Joschkar-Ola entfernt, mit einer sehr eigenen Geschichte: „Auf ihm haben einst zwei Polizisten eine Leiche gezogen, 15 Kilometer am Fluss entlang“, erzählt Tschilikow, während er über das jetzt zugeschnittene Grundstück führt.

Hier ist Tschilikow zu Hause. Vor seinem Grundstück zieht ein kleiner Fluss vorbei, darüber brausen auf einer Autotrasse die Lkw. Alles hier hat er selbst gebaut: Die Banja, das Blockhaus aus dicken Kieferstämmen, ein paar kleinere Häuschen. Und hier, in Kundysch, versammelten sich seit den siebziger Jahren Fotografen, zuerst aus den umliegenden Städten, dann aus Moskau, dann aus dem ganzen großen Sowjetreich: „Zu Sowjetzeiten war in der Provinz mehr erlaubt als in Moskau“, erklärt Tschilikow. In den Achtzigern traf sich auf Tschilikows Datsche der ganze Underground der sowjetischen Fotokunst zu den Fotobiennalen von Joschkar-Ola. In der Ära Breschnew, als

das Land und seine offizielle Kunst erstarrten, provozierten Tschilikow und die anderen Fotografen der Künstlergruppe FAKT mit ihren aufregenden Bildern das Regime, waren Magnet und Inspiration für Fotografen aus dem ganzen Land.

Hier fotografierte Tschilikow auch seine ersten Serien: „Kuriose Begebenheiten“ und „Abende auf dem Land“. Mal sind auf den Bildern nur Gegenstände wie Stühle, Uhren, Ofengabeln, Räder übereinandergestapelt. Dann tauchen Menschen auf zwischen den Din-

### Von was er in den Neunzigern lebte? Das weiß Tschilikow heute nicht mehr so recht.

gen, klammern sich an Badewannen, Autos, Schlitten.

„Mister Chaos“ könne man ihn wohl nennen, sagt Tschilikow, während er nun Scheit um Scheit Birkenholz in seinen großen russischen Ofen schiebt, auf dem man in dieser kalten Nacht schlafen

wird. „Um uns herum“, erklärt er, „herrscht Chaos. Es beunruhigt uns, und wir wollen die Dinge ordnen.“ Das Chaos um ihn herum ist tatsächlich bemerkenswert. Etwas wegzuerwerfen ist nicht seine Sache.

Damit wären wir bei Tschilikows Philosophie. „Der Inhaber des Dings oder Die Ontologie der Subjektivität“ heißt sein dreihundertseitiges philosophisches Manifest, veröffentlicht 1993 unter dem Pseudonym „Artseg“. „Das, was der Mensch sich aus der Natur aneignet, ist ein Ding, aber indem er sich einen Teil der Natur aneignet, macht er das Ding zum Teil seiner Natur“, steht dort geschrieben. Wie wir von den Dingen und sie von uns Besitz ergreifen, das ist Tschilikows großes Thema. Über 10 000 Exemplare hat er Anfang der neunziger Jahre davon drucken lassen. Tschilikow war danach vollkommen pleite; der Großteil der Bücher liegt heute in Pappkisten auf seinem Dachboden in Kundysch.

Fotokünstler brauchte das Land in den Neunzigern nicht, Philosophen noch weniger. Tschilikow kündigte an der Universität, 15 Jahre lang hatte er seinem Land als Professor für Marxismus-Leninismus „gedient“, wie er es ausdrückt.

„Es hat mich zu viel Kraft gekostet“, sagt er, all diese Studenten, die er zum Denken brachte, denen die Lehrbücher verbot und die er stattdessen in die Bibliotheken schickte. „Originale“ sollten sie lesen, selbst wenn es Wladimir Iljitsch Lenin war.

Aber nun war das Kapitel Universität beendet, und es wurde sehr still um ihn. Von was er in den neunziger Jahren lebte? Das weiß Tschilikow heute nicht mehr so recht. Aber seine Armut hielt ihn nicht davon ab, weiter zu fotografieren. Tschilikow erfand das Genre der „Kolorismen“, man sieht Dorfbewohner, umgeben von den Farben ihrer Umwelt: strahlend helles Heu, tiefbrauner Schlamm, hellgrüne Vegetation.

Erst 2001 geht es wieder aufwärts: Die Direktorin des Moskauer

Fotografiemuseums, Olga Switlowa, holt Tschilikow aus der Versenkung, seine Bilder werden in Moskau gezeigt, in Arles und Frankfurt. In einem Schrank, so schieb wie der Turm von Pisa, bewahrt Tschilikow Kataloge von Auktionen bei Sotheby's auf, bei denen seine Bilder verkauft wurden. Für Summen, die ihn zum Schwindeln bringen.

Der Öl- und Gasboom seit der Jahrtausendwende lässt die Rubel nun auch in Moskau sprudeln. Mit dem Geld von Oligarchen und Bankiers entsteht bald ein Jahrmarkt der Eitelkeiten. Kauze wie Tschilikow, die so vielleicht nur die Sowjetunion hervorbringen konnten, sind hier willkommen.

Es ist ein paar Jahre her, da landete er in dieser Stadt auf einem Ausflugsdampfer voller Oligar-

chen, „Abramowitsch und seinesgleichen“, wie er sagt. Man hatte Tschilikow als Fotografen eingeladen. „Ich pack also mein Stativ aus und fang an, sie herumzukommandieren. Du dahin, du dorthin“, erinnert sich Tschilikow. „Aber ich konnte nur ein paar wenige Bilder machen: Nach einer halben Stunde hatten sie genug. Sie schickten ein paar Sicherheitsleute, die mich mit Handschellen an einen Stuhl fesselten.“

Das Erlebnis hat Tschilikows Verhältnis zu dieser Welt nicht verbessert. „Moskau ist für mich eine Müllhalde, die menschliches Material zu Scheiße verwandelt“, sagt er. Er genießt die Rolle des Rebellen, der auf dem Roten Platz steht und schreit, dass der Kaiser doch nackt sei. Und doch braucht er diesen Zirkus; immer wieder

packt der Waldschrat seine Kamera, den Computer, seinen Scanner und ein paar hundert Bilder in den Rucksack und fährt nach Moskau. Wenn Geld da ist, mit dem Zug, wenn es zu wenig ist, mit dem Bus.

Was in den nächsten Jahren von Tschilikow zu erwarten ist? „Eine vollständig überarbeitete und erweiterte Ausgabe meines Traktats ‚Der Inhaber des Dings‘ ist in Arbeit“, sagt er. Um die 800 Seiten sollen es werden. Genial, verrückt? „Ich arbeite auf den Nobelpreis für Philosophie hin“, antwortet er. „Das kannst du so schreiben.“

Das Buch „Ausgewählte Werke 1978-“ von Sergej Tschilikow (der Verlag wählt die Schreibweise Sergej Chilikow) ist erschienen im Benteil Verlag, Sulgen (Schweiz) 2011. 192 Seiten, geb., 54,- Euro.

## an allererster Stelle“

### Vertrauen Sie den Tieren noch?

Absolut. Wenn ich meinen Tieren nicht vertrauen würde, dann wäre ich im falschen Beruf. Außerdem bin ich mir sicher: Wenn die Tiger ein schlechtes Verhältnis zu mir hätten, wenn sie mich nicht leiden könnten, dann hätten sie mich damals getötet, dann hätten sie nicht mehr von mir abgelassen. Dazu eine kurze Geschichte: An einem Zirkusplatz wohnten vor ein paar Jahren Artisten neben uns, die haben ihren jungen Westhighland Terrier einfach herumstrawzen lassen, obwohl ich sie immer wieder gewarnt habe. Nach drei Wochen hat dann meine alte Tigerin Amira den Hund durch die Gitterstäbe gezogen. Das Theater war natürlich groß, aber ich sage Ihnen eins: Ich würde einen Teufel tun, in so einem

Moment ins Gehege zu gehen und zu versuchen, einem Tiger seine Beute wieder abzunehmen. Beute wird kaputtgemacht und gefressen, das sind die natürlichen Instinkte. Die kann ich den Tigern nicht abtrainieren, und das will ich auch gar nicht.

Sie mussten nach dem Unfall zweimal wiederbelebt werden, lagen mehrere Wochen im Koma. Wie geht es Ihnen heute?

Ich muss noch immer alle paar Monate zu meinen Ärzten zur Nachkontrolle. Und irgendwann müssen sie mir noch eine künstliche Hüfte reinmachen, das wird dann meine zwölfte Operation sein. Meine linke Hand ist noch ein bisschen versteift, sie funktioniert nicht so wie eine gesunde Hand. In meiner Arbeit bin ich aber nicht mehr eingeschränkt.

### Genau ein Jahr nach dem Unfall haben Sie Ihren Freund und Manager Jan geheiratet. Wieso gerade an diesem Tag?

Wir wollten dem Tag eine neue Bedeutung geben. Ich wollte zeigen, dass aus dem schlimmsten Tag meines Lebens, dem 8. Dezember, der schönste Tag werden konnte.

Cirkus Bavelli, bei dem Sie zuletzt engagiert waren, hat Mitte des Jahres zugemacht. Wie geht es mit Ihnen und Ihren Tigern weiter?

Das war nicht einfach für uns. Die Tiere müssen ja weiter versorgt werden, das kostet sehr viel Geld. Die elf Tiger fressen pro Woche etwa 1000 Kilogramm Rindfleisch, und teilweise kriegen sie noch Innereien; Kuheuter zum Beispiel, die sind sehr billig, da kostet das Kilo nur 30 Cent. Insgesamt haben wir jeden Monat aber zwischen 4000 und 4500 Euro nur an Futterkosten. Deshalb haben wir uns selbständig gemacht, wir ziehen mit einem kleinen Zelt von Stadt zu Stadt. Unsere Tigershows haben jetzt drei Teile: Ich stelle meine drei Flaschentiger vor, und Jan erklärt, wie es damals zu dem Unfall kommen konnte. Dann gehe ich mit den Unfalltigern in die Manege, und wir führen das Gelernte vor. Anschließend werden die Tiger gefüttert, da dürfen die Zuschauer dabei sein und Fragen stellen. Das hätte ich schon viel früher so machen sollen, denn anders als im Zirkus, wo es ja nur um die Show geht, kann ich jetzt viel mehr erklären.

Die Fragen stellte David Klaubert.

Christian Walliser hat soeben seine Autobiographie veröffentlicht: „Unter Tigern. Ein Leben mit Biss“. Sun Acquisitions, Bad Homburg, 2011. 274 Seiten, 19,95 Euro.



„Wir sind Freunde“: Walliser mit dem Tigerweibchen Asbanty

Foto: dpa

HERMÈS  
PARIS

HERMÈS, EINE WUNDERVOLLE WEIHNACHTSWERKSTATT  
Informationen unter: 089/55 21 53 0 - Hermes.com